

## Zu den Frauenportraits von Marion Winter (Rose-Marie Bohle)

26.4.2012 im Westendcafé in Kassel (Es gilt das gesprochene Wort)

Letzthin habe ich den Film „**Das Mädchen mit dem Perlenohrring**“ im Fernsehen gesehen. Vermeer portraitiert darin bekanntlich das Hausmädchen, jenes Mädchen mit dem Perlenohrring. Als es ihr fertiges Portrait sieht, sagt es ganz **erschrocken**, „Sie haben mir in die Seele geschaut!“ Das für uns heutige Zuschauer Erstaunliche ist, dass sie so erschrocken ist, nicht etwa angenehm berührt oder gar stolz, dass er sie so „gut getroffen“ hat.

Als ich diese Szene sah, musste ich an die Frauenportraits von Marion denken. Sie hat allerdings kein lebendiges Modell vor sich gehabt, sondern in der Regel eine Fotografie. Ein Foto ist immer, wenn es kein unbemerkter Schnappschuss ist, ein geronnener, manchmal statischer Augenblick. Man präsentiert sich, **wie man gesehen werden möchte**. Wenn wir die Person auf dem Foto kennen, vervollständigen wir sie im Kopfkino mit ihren Bewegungen, Gesichtsausdrücken usw.

Diese Vervollständigung, dieses wieder in Fluss Bringen der Person, können wir mit uns selbst nicht machen. Wir haben keine Außenwahrnehmung von uns, nur im Spiegel, aber auch da schauen wir uns so an, wie wir gesehen werden möchten. Vielleicht sind wir deshalb so oft erschrocken, wenn wir uns in einem Foto sehen, weil es mit unserem inneren Selbstbild nicht übereinstimmt.

### **Marion Winter hat diese Fähigkeit, in ihrem Malprozess die Person auf dem Foto wieder zu einem Eigenleben zu erwecken. Wie passiert so etwas?**

Vermeer hatte das Hausmädchen leibhaftig vor sich. Er hat ihren Gesichtsausdruck nicht nur gesehen, sondern auch ihre Bewunderung gespürt, vielleicht sogar so etwas wie eine aufkeimende Liebe, die natürlich verboten war. Hat ihre Frage im Blick gesehen, hat sie so gesetzt, wie es der Beziehung entsprochen haben mochte: der Körper weist weg von ihm, das Gesicht wendet sie ihm zu.

Da tritt also dem Hausmädchen ein Bild gegenüber. Es hat ein Eigenleben bekommen, das sie erschreckt. Denn es ist **ihr** Eigenleben, von dem sie vielleicht nicht mal wusste, dass sie es in dieser Weise hatte Und wenn, dann sicher nicht öffentlich präsentierte. Das ist **ein** Geheimnis von Kunst, etwas sichtbar zu machen, das man noch nicht benennen kann. Deshalb sagt etwa Goethe: Kunst ist das Vermitteln des Unausprechlichen.

Das Bild selbst bekommt ein Eigenleben, immer. Es geht also um das bloße Abbilden hinaus. Es gibt natürlich auch tote Bilder, schlechte Bilder, die vielleicht dem Abgebildeten gerecht werden wollen, aber kein Eigenleben bekommen. Dieses Eigenleben eines Bildes macht es allgemein gültig, d.h. wir sind auch dann fasziniert von einer Person, wenn wir sie gar nicht kennen.

Was ist dieses Eigenleben? Es ist nicht nur die künstlerische Meisterschaft, der Pinselstrich, die Farbgebung, der Aufbau des Bildes, also seine innere Dynamik. Wenn es ein Eigenleben besitzen will, muss sich der Künstler oder die Künstlerin mit ihrem eigenen unverwechselbaren Blick einbringen, muss ihm folgen, muss, wie es Szeemann bezeichnete, seine **kompromisslose Subjektivität** einbringen.

Das, und das sehe ich in diesen Portraits, weckt die unverwechselbare Subjektivität der dargestellten Person. Sie wird Teil einer künstlerischen Arbeit, die einmalig ist und – wenn sie gelungen ist – **sich selbst von der Künstlerin als etwas Eigenes ablöst**, das uns in den Bann zieht. Wir, die wir die Personen auf den Bildern nicht kennen, lassen uns anrühren von der Müdigkeit und Stille einer Person, aber auch der Unnahbarkeit, ihrer Skepsis, dem erwartungsvollen Blick, der Nachdenklichkeit oder Verletzbarkeit.

Ich möchte Sie an Goya erinnern, der 130 Jahre nach dem Bild vom „Mädchen mit dem Perlenohrring“ die spanische Königsfamilie malte. Das war 1800, also noch in den Nachwehen der französischen Revolution. Es war ein ungeheuer mutiger Akt von Goya, seine Sicht der Mitglieder der Königsfamilie darzustellen, seine Distanz, seine Weigerung, sie zu idealisieren, obwohl er ja von ihnen (nicht nur finanziell) abhängig war. In diesem Bild herrscht eine subtile Hässlichkeit der Gesichter, eine menschliche Verzerrung, die auch folgerichtig seinerzeit einen empörten Aufschrei nach sich zog. Verrückterweise hat die Königsfamilie dieses Portrait akzeptiert und sich damit als besonders souverän erwiesen. Sie griff sogar 15 Jahre später ein und rettete Goya damit das Leben, als die gefürchtete spanische Inquisition ein Verfahren gegen Goya eröffnete, es ging dabei um sein Bild „Die nackte Maya“.

Ich erwähne das, weil es m.E. in der Portraitmalerei ein Meilenstein war, in dem sich eben diese kompromisslose Subjektivität des Malers zeigte. Und ich erwähne das, weil die „kompromisslose Subjektivität“ nicht nur eine hübsche Kategorie ist, sondern ein in diesem Fall gefährlicher Akt für den Künstler war! Dass es die Folgezeit der französischen Revolution war, ist natürlich auch wichtig für diese Entwicklung. Ohne diese tiefen Umbrüche wäre die Entidealisierung in der Malerei nicht möglich gewesen.

Aber – spüren wir in unserer künstlerischen Arbeit nicht auch immer wieder etwas „Gefährliches“? Nicht, weil im Hintergrund die Inquisition einer realen Exekutive lauert. Sie lauert in unserem Kopf: es ist die **mentale Guillotine**, die uns Angst macht: kann ich in diesem Bild soweit gehen? Wäre das, wenn ich es so und so mache, nicht völlig verrückt? Werden die, die meine Bilder sehen, mich für verrückt halten, für naiv, für unprofessionell usw. Es sind die unentwegten Zweifel und Selbstzweifel.

Ich will noch einmal zurückkommen zum **langen Prozess der Ablösung des Bildes vom Dargestellten**. Der Status des Bildes als etwas **radikal Eigenes** (und vom Dargestellten Unabhängigem) ist für uns inzwischen eine Selbstverständlichkeit. Diese Ablösung kulminiert in der abstrakten Malerei und Kandinsky hatte Anfang des letzten Jahrhunderts auch ganz schön mit Anfeindungen gegen seine ersten abstrakten Bilder zu tun.

Wir sind inzwischen fasziniert von abstrakter Malerei. D.h. es gibt natürlich auch in unserer Zeit genug Menschen, die sich in ihrem Seh- und Identifizierungsbedürfnis im 17. Jahrhundert befinden. Ich will das nicht kritisieren, es wäre interessant, darüber weiter zu sprechen, aber das ist heute nicht das Thema.

Marion Winter hat, wie um diesen Prozess der Emanzipation des Bildes vom Dargestellten zu zeigen, in die Ecke ein Bild mit hoher Abstraktion gehängt. Die anderen Bilder haben natürlich auch Abstraktionsgrade in dem oben gemeinten Sinn der Ablösung. Diese Abstraktionen sind **Freiheitsgrade**, ist die **Freiheit, der Bildgestaltung zu folgen**, es als eigenes Werk hervorzubringen und anzuerkennen.

Das ist bei diesen Portraits besonders faszinierend. Mal arbeitet Marion mit homogenen Flächen, auch mit klar umrissenen Formen. Dann löst sie sie wieder auf, nicht nur die Hintergründe, sondern auch die Gesichter, sie setzt einzelne Farbtupfer, die sich zu einer Gesamtwirkung zusammenschließen, das innere Lebendige bleibt sichtbar. Sie arbeitet manche Gesichtspartien heraus, lässt die Gestaltung der Hände weg und dennoch wissen wir, wie diese Hand aufliegt, wir haben diese Freiheit im Kopf, das zu vervollständigen.

Damit treten wir in einen **Dialog mit dem Bild**, unser Gehirn fängt an zu arbeiten, es vervollständigt nicht nur anatomische Gegebenheiten, sondern nimmt auch Signale von Farbgebungen auf, die zusammengefügt werden oder die an bestimmte Stimmungen erinnern. (Blau – Kalt, Rottöne - warm, frühlingshaftes Grün – Wachstum?)

Und das kompromisslose Eigenleben der Bilder eröffnet uns Betrachterinnen Wege in viele **Geschichten, die in uns entstehen**. Sie weisen also weit über die dargestellten Personen hinaus. Wie auch schon das „Mädchen mit dem Perlenohrring“ weit über das Hausmädchen hinauswies. Sonst wäre es längst in der Bedeutungslosigkeit verschwunden. Wenn man bedenkt, wie viele Kriege, Brände und andere Katastrophen solche alten Kunstwerke überlebt haben, dann muss doch in ihnen etwas stecken, das einen Überlebenswillen, oder besser gesagt, einen Rettungsimpuls hervorgerufen hat.

Eine Spur finde ich in Marions Portraits: sie lassen mich ahnen, und das ist die Utopie, die in solchen Bildern steckt, sie lassen mich ahnen, dass nicht nur das Bild einzigartig ist, sondern auch wir selbst, wie auch immer. Auch mit unseren fragmentierten oder noch wenig gestalteten Anteilen.

Es gibt noch ein weiteres utopisches Element: Es geht um die Freiheit der Gestaltung. Es wäre wunderbar, wenn auch wir uns diese Freiheit in der Betrachtung des Anderen nehmen könnten. Angeblich ist ja der erste Eindruck in den ersten Sekunden festgelegt, und der erste Eindruck ist oft genug ein Urteil über die andere Person. **Den Anderen wie eine Künstlerin betrachten, hieße, die Einzigartigkeit der Person herauszuarbeiten und anzuerkennen.**

Rose-Marie Bohle  
[www.schreibmeisterei.de](http://www.schreibmeisterei.de)